

Mensch oder Maschine?

Wie Digitalisierung in der Pflege aussehen kann und soll

Die einen hoffen auf Arbeitserleichterungen – die anderen fürchten, dass Roboter bald die menschliche Zuwendung ersetzen: Digitales in der Pflege hat viele Facetten. Eine Fachtagung an der Hochschule Osnabrück will jetzt Impulse geben.

Von Susanne Haverkamp

OSNABRÜCK „Unter Digitalisierung in der Pflege versteht jeder etwas anderes“, sagt Elke Hotze, Professorin für Pflege- und Sozialwissenschaft an der Hochschule Osnabrück. „Für die einen ist es der Hausnotruf, mit dem man jederzeit Hilfe herbeiholen kann, für die anderen der Roboter, der Tablets mit Essen herumfährt.“ Das eine sei Alltag, das andere Zukunftsmusik. „Derzeit wird unglaublich viel ausprobiert“, sagt Hotze, „und nicht alles ist sinnvoll.“

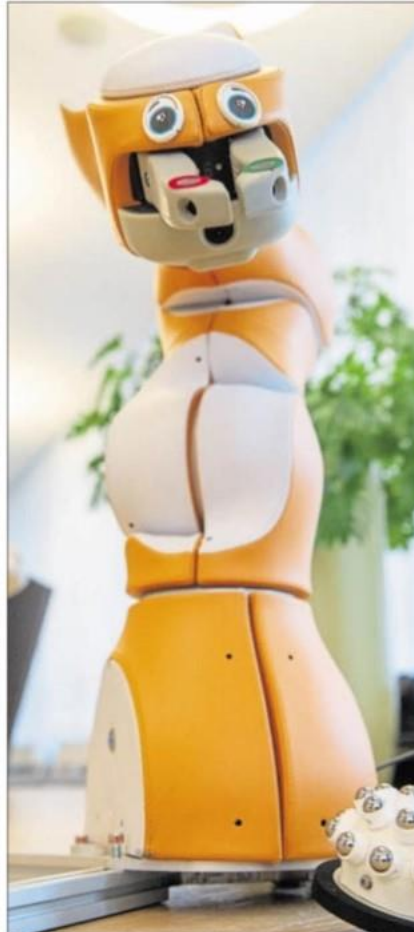
Nützlich erscheint auf jeden Fall der Computereinsatz bei der Pflegedokumentation. „Ich verbringe 15 Prozent meiner Arbeitszeit am PC“, sagt Petra Lübker. Sie arbeitet in der stationären Pflege im St.-Martinus-Heim in Bramsche. Gerade erst hat sie sich in ein verbessertes Programm eingearbeitet. „Zuerst hatte ich schon ein paar Berührungängste“, gesteht die Altenpflegerin, „so eine Sorge, die falschen Knöpfe zu drücken. Aber das ist am Anfang wohl normal.“

Lübker ist als Quereinsteigerin in die Pflege gekommen. Vor sechs Jahren hat sie ihre Ausbildung begonnen. „In der Pflegeschule war Digitalisierung noch nicht so das Thema“, erinnert sie sich. „Das kam erst in der Praxis richtig auf mich zu.“ Und das, was heute ist, ist erst der Anfang. Martin Schnellhammer, Leiter der „Living Lab“ genannten Forschungseinrichtung für Wohnen und Pflege an der Hochschule Osnabrück, prophezeit: „In zehn Jahren wird sie ein Drittel ihrer Arbeitszeit am Computer zubringen.“

Zeit und Wege sparen

Auch Petra Lübker kann sich mehr Digitales in der Pflege gut vorstellen. „Hilfreich wäre eine bessere Vernetzung mit Ärzten, Apothekern und Therapeuten“, sagt sie, „wenn ich zum Beispiel mit dem Tablet-Computer ein Foto von einer Wunde machen, es direkt zum Arzt schicken könnte und der einen Vorschlag zur Wundversorgung macht.“ Da hätte man Zeit und Wege gespart.

Vernetzung ist das Stichwort, an das auch Elke Hotze denkt. Sie hat dabei pflegende Angehörige im Blick, denn sie ist selbst mitverantwortlich für die Pflege ihrer Eltern, die 100 Kilometer entfernt wohnen. „Zusammen mit Studierenden aus Pflege und Informatik haben wir eine App entwickelt, die Angehörige, Pflegenden, Hausärzte und andere Akteure vernetzen soll“, sagt



Ist das die Zukunft? Dieser Pflegeroboter eines Schweizer Herstellers, vorgestellt im März auf der Altenpflege-Messe 2019 in Nürnberg, kann angeblich mit Menschen kommunizieren, im Haushalt helfen und bei pflegerischen Aufgaben unterstützen. Foto: Timm Schamberger/Alpa

Arbeitskräftemangel in der Pflege

In Deutschland leben nach Angaben der Hochschule Osnabrück knapp drei Millionen Pflegebedürftige, die von etwa 1,1 Millionen Beschäftigten in der stationären und ambulanten Pflege versorgt werden. Etwa 2,2 Millionen Pflegebedürftige werden zu Hause betreut, davon 1,4 Millionen ausschließlich durch

Angehörige. Die Nachfrage nach ambulanter Pflege wird von drei Seiten getrieben. Erstens: Pflegezeiten werden länger. Zweitens: Kapazitäten für private Pflege nehmen aufgrund gesteigerter Erwerbstätigkeit besonders bei Frauen und räumlicher Distanz ab. Drittens ist bis 2050 mit einer weiteren Zunahme von 1,8

Millionen Pflegebedürftigen zu rechnen. Dies kann zu einem erheblichen Arbeitskräftemangel in der Pflege führen. 2017 waren in Niedersachsen knapp **90 Prozent aller Beschäftigten** in ambulanten Pflegediensten. In Pflegeheimen beträgt der Frauenanteil des eingesetzten Personals beinahe 85 Prozent.

sie. Noch sei die App (Arbeitstitel: Heldenaten) nicht betriebsbereit, „aber wir haben einen Forschungsantrag gestellt, damit es weitergeht“.

Wichtig ist der Professorin, solche neuen Ideen schon während der Entwicklung in der Praxis zu erproben. „Sonst haben Techniker Einfälle, die in der Pflege niemand will;

oder Pflegenden stellen sich Dinge vor, die technisch nicht funktionieren.“

Einig sind sich alle darin, dass technische Überwachung gerade in der ambulanten Pflege weiterhelfen könnte. „Zum Beispiel ein Schalter, der Alarm gibt, wenn der Kühlschrank viele Stunden nicht geöffnet

wird“, nennt Hotze ein Beispiel. Oder die Überwachung der Vitaldaten mithilfe eines Armbandes. „Das würde bei uns zum Beispiel im Nachtdienst helfen“, sagt Pflegerin Lübker. „Zu wissen, dass bei den Patienten Blutdruck und Herzschlag in Ordnung sind und wir nicht nach ihnen schauen müssen.“ Oder eben einen Alarm zu bekommen, wenn die Vitaldaten sich ändern oder ein Demenzpatient aufsteht und herumgeistert. „Das würde schon ein bisschen Sicherheit schaffen.“ Sieht auch Elke Hotze so: „Als pflegender Angehöriger ist man irgendwie immer in Alarmbereitschaft, das kann sehr belastend sein“, sagt sie. „Wenn technische Mittel helfen könnten, etwas mehr Ruhe da hineinzubringen, würde das sehr helfen.“

Pflegeinformatik ist deshalb schon im Bachelorstudium ein wichtiger Baustein. Vielleicht, sagt Petra Lübker, könne das den Pflegeberuf auch für junge Leute interessant machen, die heute nicht daran dächten. „Pflegeplanung und -steuerung ist eben viel mehr, als sich Jugendliche oft vorstellen.“

Keine Totalüberwachung

Allerdings: Man kann es auch übertreiben. „Ich weiß von einem Fall“, sagt Living-Lab-Chef Schnellhammer, „da hat ein Sohn, der in München lebt, die hiesige Wohnung seiner Mutter mit mehreren Kameras ausgerüstet, um ständig auf dem Laufenden zu sein.“ Eine solche „Totalüberwachung“ könne nicht sein – auch nicht aus der guten Absicht heraus. Deshalb müsse auch Datenschutz immer ein Thema sein. Lübker ergänzt: „Das ist schon ein komisches Gefühl, wenn viele Menschen Zugriff auf die pflegerischen Daten von Patienten hätten.“ Da werde man als Mensch „irgendwie ganz offen“.

Überhaupt, sagt Professorin Hotze, die auch gelernte Krankenschwester ist, müsse man schauen, dass die Technik nicht überhandnehme. „Ich habe ein bisschen Sorge, dass bei dem Hype um Digitalisierung einfach drauflosentwickelt wird. Wir haben Fachkräftemangel, also brauchen wir Roboter – das ist inzwischen so ein Reflex.“ Als Beispiel nennt die Wissenschaftlerin einen gesteuerten Arm, der Pflegekräften beim Waschen der Patienten helfen soll. „Als ich das unseren Studierenden vorgestellt habe, waren sie sehr skeptisch. Der Körperkontakt ist genuin pflegerisch, das darf nicht einfach verloren gehen.“

Altenpflegerin Lübker stimmt zu: „Die menschliche Beziehung kann nicht ersetzt werden. Der ständige Kontakt zu unseren Bewohnern bleibt wichtig.“ Technik könne aber dabei helfen, „dass wir mehr Zeit haben für die echten Beziehungen“.

Ein Video über den abgebildeten Pflegeroboter sowie nähere Infos zur Fachtagung finden Sie auf noz.de/campus